

Konrad Graf von Preysing (1880–1950) – der einsame Bischof von Berlin¹

von

Erich Garhammer

Unter den Historikern herrscht heute Übereinstimmung, dass Konrad Graf von Preysing zu den überragenden Persönlichkeiten der jüngsten deutschen Kirchengeschichte zählt und in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus jahrelang zu Unrecht im Schatten des „Löwen von Münster“, Clemens August Graf von Galen, stand. Dies lag vor allem am anderen Charakter des von 1935 bis 1950 in Berlin wirkenden Bischofs, der eher der Typ des stillen Gelehrten war. Er beschäftigte sich mit der Gedankenwelt der Kirchenväter und scheute die Kontaktfreude eines Volksbischofs.

Wer war dieser Konrad Graf von Preysing-Lichtenegg-Moos?

1. Herkunft und Charakter

Er wurde am 30. August 1880 auf dem niederbayerischen Schloss Kronwinkl bei Landshut als viertes von elf Kindern geboren. In seinem Elternhaus verband sich die Tradition des altbayerischen Adels mit der urbanen Geistlichkeit der österreichisch-ungarischen Aristokratie. Die Mutter Hedwig (1849–1939), geborene Gräfin von Walterskirchen, in Preßburg gebürtig und in ihrer Jugend Ehrendame am Wiener Kaiserhof, hatte großen Einfluss auf die geistige, religiöse und charakterliche Formung des Kindes. Sie bestärkte ihn in seiner künstlerischen und literarischen Aufgeschlossenheit und begeisterte ihn vor allem für die Fremdsprachen. Sie legte Wert auf sicheres Auftreten, aber auch auf persönliche Bescheidenheit.

Der Vater Kaspar (1844–1897), der acht Jahre lang für das Zentrum dem Reichstag in Berlin angehörte, weckte vor allem sein politisches Gespür, seinen juristischen Sachverstand und seine affektive Bindung an die niederbayerische Heimat.

Nach dem Abitur in Landshut studierte Konrad von Preysing in München und Würzburg Jura und schloss das Studium mit hervorragenden Ergebnissen ab. Er war kurze Zeit in einer Anwaltskanzlei tätig und trat im Jahre 1906 in die Dienste des bayerischen Außenministeriums. Ein Jahr darauf wurde er als Legationsrat bei der bayerischen Gesandtschaft am Quirinal in Rom angestellt. Eine vielversprechende

¹ Dieser kleine Betrag ist Karl Hausberger gewidmet, der in dem Band von Martin GRE-SCHAT – Gestalten der Kirchengeschichte – ein Lebensbild von Konrad Graf von Preysing verfasst hat (siehe Anm. 2). Ich möchte mit Erich Przywara und Reinhold Schneider zwei ganz persönliche Zeugnisse zu Preysing zur Sprache bringen.

Diplomatenkarriere schien sich aufzutun – doch schon vor Ablauf des ersten Dienstjahres verzichtete Preysing auf seine Position und schied aus dem Staatsdienst aus.

Wie schon zuvor seine jüngeren Brüder, Albert und Joseph, schrieb er sich an der Theologischen Fakultät in Innsbruck ein und wurde Alumnus des Theologenkonvikts „Canisianum“, dessen Rektor Michael Hofmann SJ ihn nachhaltig formte. Nach seiner Priesterweihe am 26. Juli 1912 begann Preysing eine Dissertation im Fach Patristik, die ihm ein Jahr später den Dr. theol. einbrachte. Noch in der Schwebe, ob er eine akademische Karriere beginnen oder den Weg in die Seelsorge einschlagen sollte, fiel die Wahl des Münchener Erzbischofs Franz von Bettinger, der einen neuen Sekretär suchte, auf den frisch Promovierten. Er sollte den volkstümlichen Oberhirten durch sein nobles und formvollendetes Auftreten ergänzen. Nach dem Tod Bettingers wurde er zunächst Stadtpfarrprediger von St. Paul in München, bis ihm 1921 Erzbischof Michael von Faulhaber die Stelle des Dompredigers am Liebfrauenturm übertrug. 1928 wurde er ins Münchener Metropolitan-Kapitel und damit in die Diözesanverwaltung berufen, wo man ihm das Referat für Presse, Film und Rundfunk übertrug. Auch in dieses Amt konnte er sich schnell einarbeiten und sich die Anerkennung sowie den Respekt seiner Umgebung verschaffen. Von seinen Kollegen im Domkapitel erzählte er später einem Berliner Vertrauten, dass sie bei den Ordinariats-Sitzungen „still wie die Hühner auf den Stangen“ saßen, wo Kardinal Faulhaber in „hoheitsvoller Kälte“ den Vorsitz führte.²

Früh schon erwarb sich Preysing die Wertschätzung des Apostolischen Nuntius Eugenio Pacelli. So etwa war er dessen Begleiter, als dieser 1920 dem Reichspräsidenten Friedrich Ebert das Beglaubigungsschreiben überbrachte. Es überraschte keineswegs, als Papst Pius XI. den Münchner Domkapitular am 9. September 1932 zum neuen Bischof von Eichstätt ernannte.

„In verbo tuo“ – mit diesem Wahlspruch und dem Vertrauen auf Gottes Führung übernahm Preysing die neue Aufgabe im traditionsreichen Bistum Eichstätt, das mit seinen 210.000 Gläubigen die kleinste bayerische Diözese war. Er ließ sich nicht, wie manche seiner Amtsbrüder, durch die nationale Aufbruchstimmung im Jahre 1933 den Blick verstellen, sondern plädierte auf der Fuldaer Bischofskonferenz im Januar

² Vgl. dazu Ludwig VOLK, Konrad Kardinal von Preysing. In StZ 193 (1975) 651–663, hier: 653 f. (Dieser Beitrag ist ohne Anmerkungen, aber mit Quellen- und Literaturverzeichnis wiedergegeben in: Zeitgeschichte in Lebensbildern, hg. v. Rudolf MORSEY, Bd. 2, Mainz 1975, 88–100). – An weiterer Literatur zur Gesamthematik sei genannt: Ulrich von HEHL, Konrad Kardinal von Preysing – Ein Kämpfer gegen den Totalitarismus, in: Christi Liebe ist stärker, 86. Deutscher Katholikentag 1980 in Berlin, Paderborn 1980, 173–482; Wolfgang KNAUFF, Widerspruch um der Menschenrechte willen. Zum 100. Geburtstag Konrad Kardinal Preysings, in: StZ 198 (1980) 527–541; Ludwig VOLK, Die Fuldaer Bischofskonferenz von der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ bis zum Ende der NS-Herrschaft, in: StZ 178 (1966) 241–267; DERS., Die Fuldaer Bischofskonferenz von Hitlers Machtergreifung bis zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“, in: StZ 183 (1969) 10–31; Briefwechsel Reinhold Schneider – Erich Przywara, hg. v. Erich PRZYWARA, Zürich 1963; Franz A. SCHMITT (Hg.), Reinhold SCHNEIDER, Leben und Werk in Dokumenten, Olten/Freiburg i. Br. 1969; Karl HAUSBERGER, Bischof Konrad Graf von Preysing, in: Martin GRESCHAT (Hg.), Gestalten der Kirchengeschichte, Bd. 10, 1 (Die neueste Zeit 3), Stuttgart u. a. 1985, 318–332; Josef PILVOUSEK, Preysing, Konrad Graf von (1880–1950), in: Erwin GATZ (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder (1945–2001). Ein biographisches Lexikon, Berlin 2002, 88–92; Manfred WEITLAUFF, Preysing Konrad Graf von, in: BBKL 7 (1994) 941–948.

1933 für entschiedene Abgrenzung gegenüber dem neuen Regime: „Wir sind es dem katholischen Volke schuldig, ihm die Augen zu öffnen über die Gefahr für Glaube und Sitte, die sich aus der nationalsozialistischen Weltanschauung ergeben.“³ Auch durch den Abschluss des Reichskonkordats am 20. Juli 1933, das die kirchliche Sphäre zu schützen schien, ließ er sich nicht blenden. Er stellte vielmehr die Frage, was man von der Vertragstreue von notorischen Rechtsbrechern erwarten könne.

Er lebte sich schnell ein in seiner neuen Diözese. Umso größer war sein Erschrecken, als sich im Frühsommer 1935 das Gerücht verbreitete, er solle den vakanten Bischofsstuhl von Berlin übernehmen. Vergeblich wandte er sich an den Kardinalstaatssekretär, um seine Ernennung abzuwenden. Er sei nicht der Mann „mit den eisernen Nerven“, um die Verantwortung des Bischofsamtes an dem exponiertesten Punkt Deutschlands zu übernehmen.⁴

Preysing sollte Recht behalten – trotz seiner unbestechlichen Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus und seines heftigen Widerspruchs gegenüber dem irenischen Verhalten des Breslauer Kardinals Bertram gegenüber Hitler und dem damit verbundenen hohen Ansehen: Preysing blieb in Berlin letztlich ein Fremder.

In einem Brief an Kardinal Faulhaber bekannte er: „Es wird kaum eine Diözese in Deutschland geben, die so viele Ansprüche an die Person des Bischofs stellt wie Berlin. Dies ergibt sich aus der Tatsache, daß der überwiegende Teil der Diözesanen in einem Umkreis von etwa 15 bis 20 km um den Bischofssitz wohnt, weiterhin aus der Tatsache, daß das Bistum erst vor kurzem aus der Pfarrei St. Hedwig hervorgegangen ist, und endlich aus dem Diasporacharakter des Berliner Bistums, das den persönlichen Einsatz des Bischofs nicht nur wünschenswert, sondern auch notwendig macht.“⁵

Er, der immer schon etwas zur Melancholie neigte, wusste um die Unterschiede zu seiner süddeutschen Heimat. Dieses Heimweh hat ihn auch nicht mehr verlassen – er wurde zum Einsamen in Berlin.

Die Berichte von Reinhold Schneider und des Jesuiten Erich Przywara sind dafür sprechende Beweise. Sie sollen im Folgenden ausführlich zur Sprache kommen.

2. Bischof Preysing aus der Sicht von Erich Przywara SJ und Reinhold Schneider

Erich Przywara kannte Bischof Preysing schon seit den Münchener Zeiten, als dieser dort Domkapitular war. In Berlin stellte er dann den Kontakt zwischen Preysing und Reinhold Schneider her. Der Bischof war längst ein Verehrer von Reinhold Schneiders Schriften und war deshalb erfreut, ihn nun persönlich kennen lernen zu dürfen. Przywara schildert den Vorgang folgendermaßen:

„Konrad Preysing, der spätere erste und einzige Kardinal Berlins, war mir seit seiner Domkapitular-Zeit in München ein treuer Freund. Als ich zu Vorträgen nach Berlin fuhr, nahm er mich in sein Haus. Auch er war längst ein großer Verehrer der Werke Schneiders. Schneider lebte damals in Berlin bei Leo v. König. Konrad Preysing war in Berlin sehr einsam, weil sein Ethos süddeutschen Adels von der traditionslosen Geschäftigkeit der Katholiken Berlins (die in der Überzahl aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet eingewandert sind) als fremd empfunden wurde.

³ Vgl. dazu Walter ADOLPH, Hirtenamt und Hitler-Diktatur, Berlin ²1965, 119 f.

⁴ Vgl. dazu ebd. 117.

⁵ Wolfgang KNAUFT, Widerspruch um der Menschenrechte willen. Zum 100. Geburtstag Konrad Kardinal Preysings, in: StZ 198 (1980) 527–541, hier: 529.

Wie andererseits Konrad Preysing sich in einer Atmosphäre fremd vorkam, die durch seinen prunkliebenden Vorgänger Christian Schreiber wesentlich geformt war (der das klassisch schlichte Moltke-Palais in der Behrensstraße und das Innere der Hedwigskirche in reiner Super-Modernität ‚überprunkt‘ hatte – weswegen ihn die ‚frehen Berliner‘, Christian Epiphanes‘, Christian den Prächtigen, nannten). Die gegenseitige Fremdheit, durch die Berlins bisher größter Bischof, Konrad Preysing, nach seinem Tod rasch in Vergessenheit fiel, hatte ein köstliches Symbol. Bischof Schreiber hatte den Aufgang zum Palais ‚prächtig‘ gestaltet. Vom Hof aber führte eine richtige Küchentreppe zu den Wohnungen. Bischof Preysing sperrte den Prunk-Aufgang und öffnete ihn nur einmal im Jahr zum Empfang des Nuntius. Er selbst benutzte nur die ‚Küchentreppe‘ und auch alle seine Besucher mußten sie benutzen. ... Die drei Zimmer, die Konrad Preysing persönlich benutzte, hatte er energisch ‚entprunkt‘ und mit den adlig-schlichten Möbeln aus dem Hause seiner Mutter versehen. Bei meinem Aufenthalt bei ihm gab es sich von selbst, daß wir über Reinhold Schneider sprachen. Der Bischof gestand offen, daß er sich einen Besuch Schneiders sehr wünschte. Aber, in seiner echten Bescheidenheit, schreckte er davor zurück, Schneider zu ‚belästigen‘. Schließlich ging ich selbst ans Telefon und als sich Schneider meldete, blieb dem Bischof nichts übrig, als nun selber an den Apparat zu gehen. Ich merkte zu meiner Freude, die gegenseitige Überraschung, daß der Kontakt vom ersten Augenblick gelungen war. An einem folgenden Abend erschien auch Schneider, seine schönsten Bücher in der Hand. Konrad Preysing und Schneider strahlten vor Freude ... Von diesem Abend an waren Bischof und Dichter unzertrennliche Freunde.“⁶

Für Przywara war diese Freundschaft Symbol für das Wesen des Schriftstellers Reinhold Schneider, zu dessen 50. Geburtstag er diesen Beitrag verfasst hatte. „Darum, wenn ich dem Fünfzigjährigen Glück wünschen soll, kann ich es nicht anders als im Zeichen des verewigten, für uns beide unvergeßlichen Kardinals von Berlin. Das ‚noblesse oblige‘, das ‚Adel verpflichtet‘, in einem tieferen Sinn – ist dieses Zeichen. Es ist das ‚Gold‘ zum goldnen Jubeltag Reinhold Schneiders.“⁷ Für Przywara war das Adelige und das Bescheidene in Bischof Preysing einzigartig verwirklicht. Dieses Symbol wünschte er auch seinem Freund Reinhold Schneider zu seinem 50. Geburtstag.

Diese Koinzidenz von Adel und Dienst, auf die Przywara abhebt, versteht man nur, wenn man seinen Begriff des Adels in anderen Schriften näher in den Blick nimmt.

In einem Brief an Pater Leopold Soukup OSB (Kloster Seckau) – Pater Leopold hatte Przywara nach dem ignatianischen Proprium gefragt – entfaltete Przywara in nuce eine Ordenstheologie. Drei Aspekte machten für ihn die Dimension des Monastischen aus – wobei er mit dem Begriff des Transparenten arbeitete: die Verpflichtung im Orden muss zunächst transparent sein für die Kirche, sowie die Verpflichtung für die Kirche auch transparent sein muss für die Welt. Beide Verpflichtungen aber wiederum müssen transparent sein auf Christus hin.

Die erste Dimension des monastischen Selbstverständnisses impliziert für Przywara den Adel des Dienstes. Solcher Adel aber kann nicht für sich selber stehen, sondern muss ein „stigmatisierter Adel“ sein – und das kann nur aufleuchten in der

⁶ Erich PRZYWARA, In und Gegen. Stellungnahmen zur Zeit, Nürnberg 1955, 92 f.

⁷ Ebd. 94.

„Narrheit in Christo“. Die letzte Dimension ist die in diesem Dienst lodernde Flamme eines inneren Feuers. So sind die Orden immer dem Feuer verpflichtet. Entweder sind es Orden, die das heilige Feuer hüten wie etwa die Benediktiner oder Orden, die dieses Feuer schüren, wie die Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten. Das wahre Feuer aber versinnbildlicht der Orden des Karmel. Przywara schließt seinen Brief mit dem Hinweis, dass es für ihn nichts spezifisch ‚Jesuitisches‘ geben könne, außer dem, der „Gesell Jesu“ zu sein in der ganzen Breite und Länge und Höhe und Tiefe des paulinischen Christus. Nur so könne die Buntheit Gottes und seiner Gnade in der Kirche realisiert werden. Als solchen Gesell Jesu sah Przywara auch Reinhold Schneider. Und Reinhold Schneider wiederum sah Przywara ganz im Lichte der Freundschaft mit Bischof Konrad von Preysing. An ihm leuchtete der wahre Adel des Dienens auf und eine Einfachheit, die sich nicht mit falschem Prunk umgeben musste.⁸

Reinhold Schneider beschreibt die Begegnung mit Bischof Preysing folgendermaßen:

„Erich Przywara veranlaßte den Bischof von Berlin, Graf von Preysing, mich für einen Abend einzuladen. Von da an durfte ich mich jedes Mal melden, wenn ich in Berlin war. Der Bischof machte dann den Eindruck eines sehr einsamen Mannes: er hatte sich die Stadt noch nicht in dem Maße gewonnen, wie es ihm später als aus-harrendem Zeugen, Mitleidendem, Helfer beschieden war.

„Was werden Sie morgen tun?“ fragte ich ihn einmal am Abend vor Pfingsten. „Ach, ich gehe in den Tiergarten und sehe mir die Rhododendren an.“ Die märkische Erde war ihm fremd; es war ja nicht schwer, in Bayern und Franken und gerade unter seinen Standesgenossen Menschen zu finden, die nie nach Berlin gekommen waren; ich kann nur ahnen, was es ihn gekostet hat seinen Acker zu bestellen. In der Dämmerung der Wintertage öffnete sich das Portal in der Behrensstraße auf ein Klingelzeichen; ich ging dann durch den Hof und die schmale Treppe hinauf. Oben stand der Bischof. Er führte mich durch das Arbeitszimmer, in dem die Karte seines riesigen, weit in den Osten greifenden Bistums hing, dann in den großen Wohnraum. Eine Schwester brachte das Teegeschirr. Dann schloss der Hausherr die Türen ab; er bereitet mit großer Sorgfalt, vermutlich nach englischem Rezept, den Tee: ich habe nie besseren getrunken. Graf Preysing hatte das Heimweh nach seinem ersten Bistum Eichstätt nicht überwunden: er zeigte mir die Bilder und entwarf den Plan einer gemeinsamen Fahrt nach Eichstätt und durch seine bayrische Heimat [es sollte nicht mehr dazu kommen]. Zögernd erschloß er sich; er war überreich an Anekdoten und hatte ein seltenes Geschick, die Menschen, von denen sie handelten, darzustellen, zu karikieren. Mit den Erfahrungen und Einsichten der Diplomatenzeit, des Weltmannes verband sich die Überlegenheit, Resignation und Tatkraft des Priesters. Er konnte wohl an die hundert Gedichte auswendig und trug gerne das eine oder andere vor. Oder er zeigte mir seine Tassen und Andenken der Familie: Kostbarkeiten von ehrwürdiger Bescheidenheit. Durch seine Erzählungen ging das Bild der Mutter; die Jugend auf der uralten Familienburg dämmerte auf: Lebensumstände von patriarchalischer Ordnung, streng, erfüllt, ohne jede Betonung eines Anspruchs und eben dadurch legitimiert. Es hat einmal den deutschen Episkopat geprägt, dass eine große Zahl seiner Vertreter dem Adel entstammten; der aristokratische Zug ist

⁸ Vgl. dazu ebd. 18–28.

der Kirche vielleicht unerlässlich: der echte, der dem Bischof natürlich war. Denn solcher Adel bedeutet Weltgerechtigkeit, Offenheit, Nüchternheit, Weite. Er bedeutet vor allen Dingen Geschichtsbewußtsein und damit freie, mutige Verantwortung für das Ganze des Lebens und also auch für den Geist und das Wort. Nichts ist absurder, als daß der Adel vom Volke getrennt sei; Adel kann nur sein im Volke und wird nur, wenn er zur Klasse erstarrt, zur undurchlässigen Schicht, unter der sich die Massen verwerfen. Aber dann ist der ganze Lebenszusammenhang schon krank. Stände sind von demselben unteilbaren Leben durchblutet; Klassen werfen sich gegeneinander auf; sie werden notwendig militant, wie ja *classis* ursprünglich Heer bedeutet. Als echte Stände sind sich Adel und Priestertum ganz nahe, aber auch im religiösen Gehalt; der Priester, der die Geheimnisse des Königs verwaltet, ist herausgerufen, und eben als Herausgerufener dient er, entschwindet er in Volk und Welt nach dem Bild des Herrn ...

Der Bischof verriet seinen Wunsch, sich dereinst zurückzuziehen und als Benediktiner zu sterben. Aber wann? Er litt unsäglich unter der Verfolgung der Priester in Polen, in Deutschland. Pfarrer Asmussen hatte ihm Briefe Niemöllers aus Oranienburg gebracht. Er las sie mir vor und erzählte, dass er den Gefangenen Bücher, ich glaube Schriften Newmans, geliehen habe. Ich wage von diesen Dingen kaum mehr zu sprechen. Moltkes fast immer mißverständenes, kaum zitierbares Wort, dass wir alle wieder katholisch werden müßten, schien damals nicht mit Bezug auf die Lehre, aber wohl auf das gläubige Leben der Erfüllung nahe. Unter der Gewalt des Bösen hatten sich Zusammenhänge geknüpft, auf denen eine ergreifende Verheißung lag. In den Kellern haben wir miteinander gebetet. Nun gehen wir auf den überbeleuchteten Straßen aneinander vorbei und grüßen uns nicht mehr. Wir denken nicht mehr daran, wie leicht unser Blut hätte zusammenfließen können in den Kellern. Wir haben das Leiden der Zeugen dankbar angenommen und dann vergessen. Verwandelt hat es uns nicht.⁹

Eines wird deutlich in den Zeugnissen von Erich Przywara und Reinhold Schneider: Preysing blieb einsam in Berlin, er sehnte sich nach Bayern. Vor allem aber blieb er bescheiden. Ein Ausdruck des Adels und der Noblesse, die Reinhold Schneider überzeugten. Und Przywara hat das folgendermaßen festgehalten in seinem Text zum 50. Geburtstag von Reinhold Schneider: „Mit den schönsten Deiner Werke kamst Du zu einem Abend mit ihm. Du, der wahre Deuter adligen Dienstes und er, in dem solcher Dienst aus uralter Tradition eine schlichte, fast lächelnde Selbstverständlichkeit war, trafen sich ebenso wie selbstverständlich in diesem Einen, wovon in einer Welt, die sich anschickte, nur das Entweder-Oder zwischen kommerzieller Demokratie und Massendiktatur zu werden, jede Spur untergehen sollte“¹⁰ Reinhold Schneider – der Deuter einer vergehenden Zeit – und Bischof Preysing – der Repräsentant von Adel und Dienst – beide waren im Letzten einsame Menschen, die einander in ihrer Freundschaft tief erkannten.

⁹ Reinhold SCHNEIDER, *Verhüllter Tag* (= Gesammelte Werke 10), Frankfurt a. M. 21984, 128–130.

¹⁰ Briefwechsel Schneider – Przywara (wie Anm. 2) 112 f.